

Das nationale Selbstbild der Deutschschweizer

Kleining, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G. (1962). Das nationale Selbstbild der Deutschschweizer. *Psychologie und Praxis*, 6(2), 49-61. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8710>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

G. Kleining **Das nationale Selbstbild der Deutschschweizer**

Analyse der Struktur eines Images

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich mit den Vorstellungen, die Deutschschweizer von sich selbst besitzen, und versuchen zu zeigen, in welcher Weise sie sich – als Schweizer – sehen, erleben und definieren. Wir befassen uns dabei nicht nur mit dem Inhalt, sondern auch und vor allem mit dem Aufbau oder der Struktur ihres nationalen Selbstbildes. Die Arbeit soll an einem Beispiel zeigen, in welcher Weise die qualitative Imageforschung (Kleining, 1959) Beiträge zum Verständnis nationaler Besonderheiten leisten kann.

Arbeiten über dieses Thema sind, soweit sie die Schweiz betreffen, recht spärlich. Duijker und Frijda (1960) haben in einem verdienstvollen Buch 988 Publikationen zusammengestellt, die sich mit Nationalcharakteren und nationalen Stereotypen beschäftigen. Nur zwei Veröffentlichungen über die Schweiz sind angeführt, die zudem von den Autoren als „impressionistisch“ klassifiziert werden (Gonzague de Reynold, 1935; Siegfried, 1948). Die Liste wäre durch zwei inzwischen erschienene Arbeiten zu ergänzen, die unser Thema berühren. Die Untersuchung von Molnos (1961), die sich vor allem auf Presseveröffentlichungen stützt, beschreibt das Deutschlandbild der Schweizer und weist auf eine kritisch distanzierende Haltung der Schweizer öffentlichen Meinung gegenüber dem großen Nachbarn hin – was gut mit unserer Analyse in Einklang gebracht werden kann. Die Schrift von Fischer und Trier (1962) über das Verhältnis zwischen Deutschschweizer und Westschweizer enthält mit dem semantischen Differential gewonnene Werte über das Selbstbild der Deutschschweizer¹⁾.

Unsere Untersuchung bediente sich qualitativer Methoden. Mit einem Fragebogen mit „offenen“, d. h. zur freien Meinungsäußerung auffordernden Fragen wurden 30 männliche Schweizer im Alter zwischen 20 und 45 Jahren interviewt, die den Mittelschichten angehören, gut in die Gesellschaft integriert sind und in Zürich bzw. Bern wohnen. Die Befragten hatten sich über verschiedene Themenkreise zu äußern, die alle in der einen oder anderen Form mit der Schweiz und den Schweizern zu tun hatten. Die Interviews dauerten etwa 2 Stunden, die Aussagen wurden wörtlich protokolliert²⁾.

Zur Methode sei angemerkt, daß die Fragen möglichst vage und wenig strukturiert gehalten wurden, um die Befragten zur subjektiven Deutung oder zur Projektion anzuhalten. Das Material kann deshalb auch wie Protokolle zu projektiven Tests (etwa dem TAT) analysiert werden. Wir haben es hier jedoch nicht verwendet, um Persönlichkeitsmerkmale zu ermitteln, sondern um kulturell gebundene Vorstellungen zu analysieren, also typi-

¹⁾ Aus den Tabellen 67 und 68 ist zu entnehmen, daß sich Deutschschweizer vor allem als stark, rau, aktiv, klar, gesund, eckig, gespannt und laut beschreiben, außerdem als ernst, fleißig und schwer. Eine Affinitäts-Analyse der Profile (S. 73) ergibt Korrelationen zu den Begriffen männlich, Arbeit, Vater, Autorität.

²⁾ Die Feldarbeit besorgte die Gesellschaft für Marktforschung, Zürich.

sche Weisen, eine objektive Gegebenheit — in diesem Falle den Schweizer und die Schweiz — zu interpretieren. Individuelle Variationen interessierten nicht, sondern die „kollektiven Images“ (Kleining, 1962). Solche Vorstellungen sind in der Bevölkerung fest verankert und, wie sich aus empirischen Untersuchungen ergibt, im Grundtyp bei allen Menschen vorhanden, die gut in eine bestimmte Gesellschaft integriert sind. Eine Beschränkung des Samples auf 30 Personen schien deshalb erlaubt. Das bei der Analyse qualitativen Materials verwandte Verfahren ist an anderer Stelle beschrieben (Kleining, 1958/59). Die Zitate stammen aus den Protokollen.

Das heimelige Bern

Wir beginnen mit der Beschreibung des Eindrucks, den die in Bern wohnenden Schweizer von ihrer Stadt haben, und stellen diese Vorstellungen dem Zürich-Bild der Zürcher gegenüber. Diese beiden Städte werden häufig miteinander verglichen und kontrastierend voneinander abgesetzt. Die Städte, sagen unsere Befragten, haben ausgeprägt individuelle Züge, eine eigene Geschichte, eine eigene Atmosphäre und so viele typische Besonderheiten, daß sie eigentlich unverwechselbar einmalig sind. Auch die Berner erscheinen anders als die Zürcher, sie sprechen verschieden, haben eine andere Art zu leben und müssen überhaupt wohl andere Menschen sein — was auch in vielen Witzen zum Ausdruck kommt, in denen „der“ Berner und „der“ Zürcher als stehende Typen auftreten und auf eine bestimmte Situation kennzeichnend verschiedenartig reagieren. Im Selbstbild der Schweizer ist diese Besonderheit des Regionalen, die Meinung, daß der Charakter durch den Geburtsort entscheidend geprägt werde, sehr tief verankert.

Bern ist nach Ansicht der Berner eine schöne Stadt. Sie ist „städtebaulich die schönste Stadt der Schweiz, weil sie architektonisch eine Einheit ist“. Ihr Kern ist die gut erhaltene, saubere, gut gepflegte, reizvolle Altstadt mit ihren alten Häusern und Dächern, den Brunnen, der Spitalgasse und der Marktgasse und besonders den Lauben. Das alles hat etwas „angenehmes und heimeliges“, und das historisch geschlossene, abgewogene, man möchte sagen organische Stadtbild wird immer wieder gelobt und als das Wesentliche herausgestellt. „Die Stadt ist vom ästhetischen Standpunkt her sehr einladend, man sieht den historischen Aufbau wie selten wo.“ Das schöne Bern liegt auch, von Industriebauten nur wenig verändert, in schöner Umgebung: die Aare mit ihren grünen Ufern, die Wälder, der Wohlensee in der Nähe gehören organisch zum Gesamtbild und sind dem Wanderer, dem Naturfreund oder dem Sportler durch bequeme Wege leicht zugänglich.

Angenehm, weil maßvoll, ist auch die Größe: Bern ist keine Großstadt (wie Zürich), aber auch keine Kleinstadt, d. h. wohlproportioniert und mit ausreichendem kulturellem Leben: „was Musik, Theater und Vorträge anbetrifft, hat es in Bern genügend“. Das Maßvolle, Organische, Gewachsene, nicht Übertriebene und Natürliche ist überhaupt kennzeichnend für Bern.

Die Berner passen in ihre Stadt. Sie werden als ruhige, bedächtige und gemütliche Bürger beschrieben, die sich in Bern wohlfühlen, die freundlich, aber ein wenig verschlossen sind. Sie öffnen sich nicht so leicht dem

Neuen, weshalb es die Fremden auch in der ersten Zeit etwas schwer haben, Kontakt zu ihnen zu finden; sie erweisen sich aber, wenn man sie gewonnen hat, um so treuere und zuverlässigere Freunde.

Wenig Nachteiliges gibt es dort zu sagen, wo von der Tradition, dem Bodenständigen, dem organischen Einklang von Architektur und Natur, der Ruhe, der auf die Erhaltung des Gegebenen gerichteten Beschaulichkeit der Bürger die Rede ist. Bedenklich für die Stadt sind aber die Neuerungen. Sie stehen im Begriff, ihre Atmosphäre zu ändern und besonders das Leben ihrer Einwohner zu beeinflussen. Die moderne Zeit greift nach Bern und erzeugt Unruhe und Spannungen. Da ist vor allem der Verkehr: „Der Verkehr hat blödsinnig zugenommen, an der Loebecke gibt es Stauungen“, „der Straßenverkehr ist unlogisch aufgebaut, da der ganze Verkehr durch das Zentrum geleitet wird“. Aber auch Menschen – von anderswoher – stören und verändern den alten Charakter: „Es hat viele Welsche in Bern, weil Bern eine Beamtenstadt ist“, „Bern ist nicht mehr die alte Stadt von einst, sie wird immer mehr Weltstadt. Daran sind vielleicht auch die vielen Diplomaten schuld“, „die Herren Diplomaten ordnen sich nicht ein“. Da kann es nicht ausbleiben, daß die Mieten teurer werden und daß die Lebenskosten steigen. Vor allem aber sind die Steuern in Bern außerordentlich hoch, höher als in Zürich oder Basel, und der Bund treibt zudem die Löhne seiner Beamten ständig hinauf, wodurch der Privatwirtschaft Kräfte verloren gehen. Man hat nicht den Eindruck, daß die Berner sehr stolz wären, die Bundesbehörden zu beherbergen.

Mit den Störungen durch äußere Einflüsse werden die Berner, glaubt man, schwer fertig. Sie sind konservativ und wollen in Ruhe gelassen werden. Neue Projekte gibt es wenig, sie werden jahrelang erwogen und hinausgezögert. Der Stadtrat sorge zwar für Beständigkeit, aber seine „Beamtenmentalität“ sei nicht gut geeignet, das Neue zu bewältigen. Im ganzen gesehen, ist aber das Gute, Alte, Schöne bisher noch wenig von der Hetze der Neuzeit verändert. Bern ist im Grunde eine angenehme Stadt mit angenehmen Menschen, man kann zufrieden sein, hier läßt es sich leben.

Die Großstadt Zürich

„Zürich ist ein Nervenzentrum der Schweiz, im Geschäft, in der Politik und in der Kultur. Trotz seiner Nüchternheit bietet Zürich auf allen Gebieten sehr viel.“ Die Stadt hat, nach Meinung der befragten Zürcher, alle Vorzüge, aber auch alle Nachteile einer modernen Großstadt.

Zürich ist eine lebendige, „offene“, „aufgeschlossene“ Stadt von internationaler Bedeutung. Geschäftsleben und Handel blühen, die Löhne sind hoch, die Steuern vorteilhaft: „Zürich ist für Geschäfte eine tolle Stadt, es ist das Zentrum der Geschäftswelt.“ Kulturell werde hier mehr geboten als anderswo: man hat das Schauspielhaus, das Stadttheater, gute Konzerte, viele Vorträge und kulturelle Veranstaltungen. Auf die Bildungsmöglichkeiten wird hingewiesen, die Universität, die Technische Hochschule, die Volkshochschule, die guten Schulen und Fortbildungsstätten. Und die Vergnügungsmöglichkeiten sind zahlreich: die Bars, die Restaurants mit ihrer kulinarischen Vielfalt, die vielen Kinos, das Cabaret, selbst

ein Nachtleben ist in Andeutungen vorhanden (bis 12 Uhr). Das rege gesellschaftliche Leben sei hervorzuheben, von den großen Bällen bis zu den vielen Vereinstreffen. Und nicht zuletzt der Sport: nirgends sonst gibt es so viele Sportveranstaltungen zu sehen und auch für die aktiven Sportler sei gesorgt, der See ist nah und in die Berge fährt man, ohne daß man übernachten muß. Kurz gesagt: „Zürich hat kulturell, sportlich, gesellschaftlich und beruflich viel zu bieten. Es kann allen vernünftigen Ansprüchen auf diesen Gebieten genügen.“

Die schöne Umgebung, die Lage am See und der Blick auf die Alpen werden gelobt, aber doch mehr unter dem Gesichtspunkt des Nützlichen als des Ästhetischen betrachtet: Zürich liegt eben günstig, man hat alles in der Nähe.

Die Zürcher sind Großstädter. Sie arbeiten, sind fleißig, verdienen Geld und geben es aus: „Die Zürcher sind aufgeschlossen und einigermaßen großzügig. Jeder hat große, eigene Bewegungsfreiheit, ohne daß er von anderen kontrolliert wird. Die Zürcher sind keine Spießbürger. Die Stadt ist sehr fortschrittlich.“ Auch gesellschaftlich ist es „offen“: „Wenn man im Geschäft eine Position hat, so stehen einem alle Türen offen. Es fragt niemand nach Religion und politischer Anschauung. Das ist z. B. in Bern oder Basel ganz anders, da muß man schon durch persönliche Bekannte in die Gesellschaft eingeführt werden.“ Der Zürcher wird als angenehm im Umgang beschrieben, als geistig beweglicher als der Berner, damit natürlich auch als selbstbewußter, und „zwar etwas frech, aber das ist nicht weiter schlimm“. Kurzum: „In Zürich laufen alle Fäden zusammen, man hat für eine gute Stelle Chancen. Zürich ist eine kleine Großstadt, man fühlt sich bald wie zu Hause. In Zürich gibt es keine Vorurteile.“

Die Nachteile sind die einer großen Stadt. Die Verkehrsmisere gibt es natürlich auch in Zürich, „eine wahre Katastrophe“, aber „das gibt es in allen Städten Europas“ und sie bezieht sich auch mehr auf die Privatautos, denn die öffentlichen Verkehrsmittel sind billig und gut. Das Wohnungsproblem und die steigenden Kosten machen den Zürchern gleichfalls Sorgen, wenngleich auch viel verdient wird. Diese Begleiterscheinungen des Großstädtischen werden beklagt, scheinen aber hier nicht so tragisch genommen zu werden wie in Bern. Das eigentliche Problem liegt anderswo und das hat damit zu tun, daß Zürich „offen“ ist: Die Großstadt Zürich unterscheidet sich kaum von anderen großen Städten, sie hat ihr Gesicht verloren und ihren Charakter: „ist eine unpersönliche Zusammenballung von Menschen im Gegensatz zu Basel oder Bern, wo die ganze Stadt einen einheitlichen Charakter aufweist“. Die Menschen werden anonym, „der einzelne geht in der Masse unter“, die Mieter in den Wohnblocks kennen einander nicht und haben keinen Kontakt miteinander. Die Einsamkeit ist der Preis für die große Bewegungsfreiheit.

Die Bilder von Zürich und Bern sind recht verschieden. Gleichwohl zeigen sich Gemeinsamkeiten, auf die wir zu achten haben, wenn wir etwas über die Art, wie Schweizer ihre Städte beurteilen, erfahren wollen. Unsere Befragten haben in beiden Fällen nicht von den Städten allein gesprochen, sondern geschildert, wie diese Städte auf etwas Äußeres, auch ohne sie

Existierendes, nämlich auf die moderne Zeit reagieren. Hier verhalten sich die Städte und ihre Einwohner verschieden. Bern ist eine traditionsreiche, in sich ruhende, auch sozial fest gefügte Beamtenstadt, organisch und heimelig, die sich durch Abkapseln vor der Modernität schützen will, was ihr und ihren Einwohnern weitgehend, wenn auch nicht ganz gelingt. Sie ist „geschlossen“ und hat deshalb ihren typischen Charakter noch zu bewahren vermocht. Zürich dagegen ist „offen“. Die Stadt ist von der Neuzeit erfaßt, lebendig, abwechslungsreich, rasch, mit vielen Chancen im Geschäftlichen, im Vergnügen, im Sport, im Gesellschaftlichen. Aber sie ist „amerikanisiert“, anonym, gesichtslos, nüchtern, der einzelne ist entwurzelt und genießt eine zweifelhafte Freiheit, da sie durch Bindungslosigkeit erkaufte ist. Entscheidend für dieses verschiedene „Verhalten“ der Städte scheint zu sein, daß Bern „geschlossen“ und Zürich „offen“ ist. Einmal wird eine schützende Grenze markiert, das andere Mal ist sie aufgelöst, und das Resultat ist verschieden.

Diese den Images offenbar zugrunde liegende Konzeption wollen wir festhalten und uns zunächst anderen Imageaspekten zuwenden, um auch sie auf ihren Aufbau hin zu untersuchen, ehe wir alle Images miteinander vergleichen.

Der typische Schweizer

Wir lassen jetzt unsere Befragten über das typisch Schweizerische und den typischen Schweizer reden. Die relativ neutral gehaltene Frage hat die Befragten zunächst vor allem zur Kritik angeregt. („Das Wort ‚typisch schweizerisch‘ wird gewöhnlich im abschätzigen Sinne verstanden.“) Die negativ wertenden Äußerungen überwiegen bei weitem. Die Kritik richtet sich auch gegen die Formulierung, einige stellen die rhetorische Gegenfrage, ob es das denn überhaupt gäbe, das typisch Schweizerische, da die Schweizer doch so verschieden seien; auch diese Befragten finden dann aber rasch zum Thema und gehen, wie die übrigen, mit den typisch Schweizer Eigenarten nicht gerade sanft zu Gericht.

Vor allem ist der Schweizer in ihren Augen „klein“ und „kleinlich“, nicht groß und großzügig, so wie die Schweiz selbst ein kleines Land sei, aus vielen kleinen Teilen zusammengefügt, mit einer in viele Minoritäten zerfallenen Bevölkerung, in der jeder für sich, zwar zusammen mit anderen, aber nicht eigentlich gemeinsam mit ihnen lebe. Die Schweizer erscheinen als „klein“ in vieler Hinsicht: kleinlich, kleinbürgerlich, „kleine Leute“, die auf Details versessen sind und einen engen Horizont haben. Eine Aussage kann hier für viele gleichartige sprechen: „Vor allem kleinbürgerlich, kleinlich, die Schweizer haben einen kleinen Maßstab und einen kleinen persönlichen Horizont. Dies ist durch die Kleinheit des Landes bedingt.“ Sie werden als spießbürgerliche Menschen beschrieben, die engstirnig sind und dickköpfig, die einen winzigen Bereich aus dem Leben herauschneiden, mit starren, eifersüchtig überwachten und bis aufs Blut verteidigten Grenzen, ohne daß sie an die großen Zusammenhänge, an das Gemeinsame und Übergeordnete dächten, nur darauf aus, daß es ihnen gut gehe und daß ihnen keiner zu nahe käme. Die Kritik unserer Befragten an den typischen Schweizern bezieht sich auf das Kleinliche, Enge, Abschirmende in ihrem

Wesen. Sie werden als starr, langsam und stur beschrieben, als egoistisch und unhöflich, als bürokratisch und beamtenhaft. Typische Schweizer seien egoistisch und Menschen gegenüber nicht aufgeschlossen. Sie wollten besitzen und den Besitz behaupten, ohne an anderes zu denken. Objekte, Dinge, Besitz zählten mehr als Menschen.

Diese Haltung hat — nun doch auch — positive Aspekte. Der Schweizer sei, wo es um eine Aufgabe gehe, pflichtbewußt, ehrlich, zuverlässig, solide, objektiv, er habe Sinn für das Detail und für Qualität, sei bodenständig und landverbunden in traditioneller Weise. Er wird als ordentlich und sauber beschrieben und vor allem, er sei arbeitsam, peinlich genau und tüchtig. Ein „Chrampfer, er sieht nur die Arbeit“. Diese Einstellung kann man mit einem Befragten „Detail-Idealismus“ nennen. „Darunter verstehe ich“, sagt er, „ein Ideal, das sich nur auf einen kleinen Teil des Lebens bezieht. Der Schweizer macht deshalb nichts provisorisch. Den kleinen Teil, den er sich vornimmt, macht er perfekt“.

Die Abschirmung nach außen und die „Bearbeitung“ des inneren Bereiches, mit dem Ziel, hier Ordnung zu schaffen, sind die Basis für die Schweizer „Freiheit“, wenn auch „auf kleinstem Raum“. Jeder Schweizer wolle Herr im eigenen Haus sein und lasse die anderen gewähren. Darauf, meinen unsere Schweizer Freunde, sei die Demokratie gegründet und diese Haltung sei auch der Schlüssel für die Beständigkeit und das Funktionieren des Staatswesens. Jeder gelte gleichviel und jeder sei gleich — d. h. er dürfe seine eigene Meinung äußern, seine Interessen vertreten und in seinem Haus tun und lassen, was er wolle. Seine Nüchternheit und mangelnde Emotionalität verhindere spontane Äußerungen, was sich bei politischen Dingen als gut herausstelle: „Die Schweizer sind politisch nüchtern, sie lassen sich nicht so rasch von einem Hitler in Massen heruntergeistern, wie das mit den Deutschen der Fall war.“ Andererseits sei das aber auch ein Hemmnis für politische Neuerungen. Veränderungen wären schwer zu erreichen, weder der Anschluß an ein Großeuropa noch das Zugeständnis des Wahlrechts für Frauen bei Bundeswahlen.

Wir wollen dieses Material ordnen und dabei auf das Verhältnis des vorgestellten typischen Schweizers zur Umwelt, zur Gesellschaft und zu sich selbst zu sprechen kommen.

In seinen Beziehungen zu anderen Menschen ist der typische Schweizer „sachlich“, er läßt andere sein wie sie wollen und kümmert sich nur um sich selbst. Er zieht Grenzen zwischen sich und anderen, enge Grenzen, die den eigenen Bereich markieren, die „Interessen-Sphäre“, und die unverrückbar und starr sind. Er ist freundlich, wenn er sie nicht in Gefahr glaubt, kann aber böse, abweisend und feindselig werden, fühlt er sie bedroht. Fremden gegenüber (im äußeren Bereich) verhält er sich abwartend, Freunde und seine Familie (innen) behandelt er wie sich selbst. — Sein Verhältnis zu Dingen hängt davon ab, ob sie ihm gehören oder nicht. Seine Stärke gründet sich auf Besitz, den man durch Arbeit schafft und dann bewahrt. Besitz ist ein Maß für Tüchtigkeit: wer gut wirtschaftet und nichts verschleudert, besitzt auch etwas. Dies erinnert an die Haltung des Kleinbauern, der Grundstücke besitzt, sie mit Fleiß bearbeitet, aber sie vor jedem anderen abschirmt, alle Grenzen deutlich markiert hat und um

nichts in der Welt daran denkt, auch nur einen Zentimeter seines Reiches aufzugeben.

Die scharfe Markierung der Grenzen des eigenen Bereiches macht jedermann gleich und innerhalb dieses Bereiches „frei“. Die Schweizer Demokratie ist darauf gegründet. Sie ordnet, d. h. sie grenzt ab, wo der einzelne Herr ist und wo nicht. Sie sorgt weiter dafür, daß die persönliche Meinung, wie auch immer sie sei, erwogen und berücksichtigt wird. Und schließlich schützt sie den einzelnen und erhält ihm seine Besonderheiten, so wie sie alle Minoritäten schützt in einer Weise, daß der Staat nach Jahrhunderten immer noch aus unzähligen Minderheiten besteht.

Eine solche Haltung ist „bürgerlich“. Jeder ist Bürger im ursprünglichen Sinne, und der Staat ist ein bürgerlicher Staat. Es gibt Arbeiter, aber ein Proletariat hat es nie gegeben, es gibt die Bauern, aber keinen Großgrundbesitz und keine Ausbeutung, und es gibt die Autorität, aber mit einer sorgfältig begrenzten Machtbefugnis ausgestattet, ständig überprüft, dauernd kritisiert. Der Bundespräsident wechselt jedes Jahr. Vorrechte gibt es nicht, und wenn schon, dann nur auf Zeit und mit der Maßgabe des sparsamsten Gebrauchs. Veränderungen durch Macht, damit also auf Kosten anderer, werden verabscheut. Arbeitskämpfe und Streiks sind nicht bekannt und auch nicht notwendig in einem Staat, in dem jeder Bürger ist.

Die scharfe Abgrenzung zwischen „innen“ und „außen“, der Schutz der persönlichen Sphäre durch Kontrolle von Macht zeigt sich auch wieder im Bild des Psychischen. Der typische Schweizer ist nüchtern und kontrolliert, er schirmt sich ab nach außen und nach innen. So wie er sich von der Welt absetzt, um sich distanzierend zu behaupten, versucht er seine Gefühle, seine Emotionen und seine Spontaneität durch Sachlichkeit und Rationalität unter Kontrolle zu halten. Gefühle sind, hat man den Eindruck, wenn nicht gefährlich, so doch unnütz. So wie man sich gegen die von außen drohende Gefahr mit einem Grenzwall umgibt, hat man die eigenen Emotionen zu zügeln. Man muß sie „bearbeiten“, um sie unter Kontrolle zu halten. Das äußert sich nicht zuletzt im scharfen, das Vage und Gefühlshafte nicht gelten lassenden Realismus gegenüber der Außenwelt und der harten Kritik, der man sich selbst unterzieht. Was entsteht ist Rationalität, Sachlichkeit, kühle Nüchternheit, aber Effektivität. Die Lebensenergie hat in erster Linie in Arbeit zu fließen und nicht in das Vergnügen, das man nicht übertreiben darf und dosieren muß. Voraussetzung für ein solches Verhalten sind aber Ideale. Der Schweizer wird durchaus als „Idealist“ gesehen, als „Detail-Idealist“ nämlich. Dieser Aspekt ist nicht zu übersehen: es sind calvinistische Tugenden, die unser vorgestellter Schweizer erstrebt und besitzt: Fleiß, Arbeit, Rationalität, Ordnung, Tüchtigkeit, Wertschätzung des Besitzes und Freiheit.

Wie soll man ein solches Vorstellungsmuster bezeichnen? Man kann die Einstellung des typischen Schweizers (um eine von einem Schweizer erfundene Bezeichnung zu gebrauchen) introvertiert nennen, man kann den beschriebenen Charakter als anal bezeichnen oder auch als obsessiv, man kann die starke Wirkung von Verdrängungsmechanismen konstatieren und ein forderndes Über-Ich, man kann ihn überkontrolliert und calvinistisch oder freiheitlich nennen oder auch konservativ und materialistisch, man

kann den Schweizer als Realisten, aber auch gleichzeitig als Idealisten bezeichnen usw. Weiter scheint es zu führen, wenn man nicht Ausdrücke wie diese sammelt, sondern versucht, die Struktur des Selbstbildes zu verstehen. Auf den einfachsten Nenner gebracht, scheint die Vorstellung vom „typischen Schweizer“ zu beinhalten, daß man (typischerweise) in einer als wirr und gefährlich angesehenen Welt seinen Platz behauptet, indem man einen kleinen Bereich herauschneidet, ihn durch Grenzen absichert, in ihm Ordnung schafft und ihn durch dauernde Bearbeitung erhält.

Das Bild der Schweizer Geschichte

Wir wenden uns nun einem anderen Aspekt des Schweizer Selbstimages zu, dem Bild der Schweizer Geschichte, gesehen aus Schweizer Sicht. Hier wie früher sind wir nicht an „objektiven“ Angaben interessiert, sondern an den Interpretationen, die historisch nicht weiter interessierte Schweizer geben. Ein solches Geschichtsbild erweist sich als vereinfacht (um nicht zu sagen vergrößert), aber auch als mit Sinn und Richtung versehen.

Die Schweizer Geschichte reicht, darin sind sich alle einig, sehr weit zurück, und sie verläuft geradlinig ohne Brüche und Schwankungen von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart: „Die Knechtung etwa um das Jahr 1000 n. Chr. und die Reaktion, die Befreiung durch Tell. Aus diesem Kern entwickelte sich alles Weitere“, „das Gefühl des Zusammenstehens und Zusammenhaltens hat mit dem Grundgedanken der Gründung der Eidgenossenschaft zu tun, das auch heute noch besteht“, „die Tyrannenherrschaft (1291) hat im Schweizer etwas geformt, seinen Gegendruck gegen die Unfreiheit, was sich bis heute in allen Situationen gezeigt hat“, „das Mißtrauen des Schweizlers stammt aus der Urgeschichte“. Und auf die Frage, welche Ereignisse der Schweizer Geschichte besonders wichtig waren: „in der Schweiz passieren keine Ereignisse, es ist eher ein langsames Werden“ oder „das Besondere ist eigentlich, daß wir keine Revolutionen, sondern nur Evolutionen gehabt haben“.

Die Schweizer Geschichte beginnt mit einer Reaktion: die 3 Urkantone schließen sich zusammen, um sich gegen die Unterdrückung der Vögte zur Wehr zu setzen, ihre Freiheit zu erkämpfen und zu sichern. Das wichtigste Ereignis ist der Rütli-Schwur (1291) und die Gründung der Eidgenossenschaft. Aus der Tyrannenherrschaft erwächst der Wille zur Unabhängigkeit, zur Selbständigkeit und zur Freiheit. Hier haben die Schweizer zum erstenmal gelernt, daß man zusammenstehen muß gegen die Bedrohung von außen. Die gewonnenen Freiheiten mußten während des Mittelalters in zahlreichen Schlachten verteidigt werden. Die Eidgenossenschaft ist von Anfang an ein Defensivbündnis, und die folgenden Ereignisse zeigen, daß die Schweizer gut daran taten, diesem Gedanken treu zu bleiben. Die Schlacht von Marignano (1515) erwies ein für allemal, daß sich eigene Eroberungszüge nicht bezahlt machen: „Der Größenwahnsinn der Schweizer hat gezeigt, daß sie sich auf sich selbst beschränken sollen.“

Die nächste Lektion erhielten die Schweizer während der Napoleonischen Zeit. Der innere Zusammenhang lockerte sich allmählich, und deshalb konnte das Land 1798 von den Franzosen besetzt werden. Aber wie immer in der Unterdrückung erwies sich der Schweizer Freiheitsdrang als stärker.

Die Erklärung der Neutralität und die Neuformierung der Schweiz 1848, nach dem Sonderbundskrieg, waren die Folge. Eine Verfassung wurde beschlossen, die Liberalität und Freiheit der Bürger sicherstellte. Sie hat sich seither kaum geändert. Unter dem Schutz der Verfassung konnte das Land in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit so hervorragendem Erfolg industrialisiert werden. Der Geist der Schweizer, bei äußerer Gefahr zusammenzustehen und sich abzusichern, um so die Bedrohung abzuwehren, konnte sich in den beiden Weltkriegen bewähren. Die Schweizer Neutralität und Verteidigungsbereitschaft haben das Land vor Krieg verschont und die Freiheit der Bürger erhalten.

Die Erzählung vom Verlauf der Schweizer Geschichte hört sich an wie eine Lektion über Kindererziehung: Die Schweiz wird „geboren“, indem sie frei wird, sie wächst allmählich und entwickelt sich organisch. Sie geht durch ihre „Flegeljahre“, denkt, sie könne andere Gebiete erobern, wird dafür bestraft und erfährt, wie man sich anderen Völkern gegenüber verhalten muß: mische dich nicht ein und kümmere dich um dich selbst. Die französische Besetzung zeigt, daß es mit passiver Nichteinmischung allein auch nicht getan ist, sondern daß man zusammengeschlossen und stark zu sein hat, um sich auch gegen Angriffe anderer zu behaupten. Nachdem man auch das gelernt hat, scheint das System zu funktionieren. Verteidigungsbereite Neutralität hält den Stürmen zweier Weltkriege stand. Damit ist die Schweiz „erwachsen“.

Es bedarf nur weniger Hinweise auf die Gemeinsamkeiten dieses Geschichtsbildes mit den Vorstellungen vom „typischen Schweizer“. Die Begrenzung des eigenen Bereiches ist auch hier sehr deutlich markiert: man darf die Grenze nicht überschreiten, muß aber auch dafür sorgen, daß sie nicht von anderen überschritten wird. Die Festigung der Barriere, das Errichten eines Grenzwalles ist die Voraussetzung dafür, daß man sich um die eigenen Angelegenheiten unbeeinflusst von anderen kümmern kann, um zu arbeiten und das eigene Feld zu bestellen. Durch diese Idee ist die Schweiz zu dem geworden, was sie heute ist, nicht durch die Wirkung von Macht: „Die Schweiz ist keine Nation, sondern eine Idee.“

Natürlich enthält das Geschichtsbild viele Einzelheiten, die seine Grundzüge ausschmücken, ohne sie zu verändern. Die Schweizer Geschichte ist auch nicht nur politische Geschichte, sondern auch Historie auf vielen anderen Gebieten, wofür wir nur die Namen der großen Schweizer nennen, auf die unsere Befragten am häufigsten hinweisen. General Guisan zwar steht an der Spitze. Er ist ein großer Schweizer, da er die Verteidigung im zweiten Weltkrieg organisierte und so die Schweiz vor dem Kriege bewahrte. Gefolgt wird er von Pestalozzi, dem großen Erzieher, v. d. Flüe, dem Einiger und Schlichter, Dunant, dem Gründer des Roten Kreuzes, General Dufour, der den Sonderbundskrieg ohne großes Blutvergießen zu Ende gebracht hat, Gottfried Keller, dem Dichter, und vielen anderen. Wie sehr unterscheiden sich diese Persönlichkeiten und die Leistungen, für die sie berühmt sind, von den Großen anderer Nationen!

Die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Zukunft

Wie sehen nun die Schweizer die heutige Situation ihres Landes? Ihre Beschreibungen zeigen an einem anderen Thema die Vorstellungen auf, die sie von sich selbst haben. Wir haben ihre Meinungen vor allem über die politische, wirtschaftliche und militärische Lage eingeholt.

In politischer Hinsicht wird deutlich zwischen der Innenpolitik und der Außenpolitik unterschieden, die beide verschiedene Wege gehen. Innerpolitisch, meinen unsere Befragten, sei alles in Ordnung. In der Schweiz herrsche Ruhe und Frieden, die Lage sei konsolidiert, fast sei es ein wenig zu ruhig. Politische Spannungen gäbe es kaum. Dies läge daran, daß in der Schweiz die Demokratie – im Gegensatz zu vielen ausländischen Staaten – wirklich praktiziert werde. Die Schweiz hat ein Vielparteiensystem und „lieber zu viele Parteien als nur eine einzige, das ist schwerfällig, aber dafür wird nichts überstürzt“. Die Gewalten sind geteilt und sorgfältig gegeneinander ausgewogen, bis zu den absolut gleichwertigen Spitzengremien, dem Nationalrat und dem Ständerat. Dadurch kann die Schweiz liberal sein, der Bürger bestimmt, was geschieht. Die Kräfte sind ausgeglichen, die Situation ist ausbalanciert und die „politische Stabilität hervorragend“. Das ist eine gesunde Innenpolitik, und man steht gut da im Vergleich mit anderen Ländern. Warum soll man hier etwas ändern? Es ist richtig, konservativ zu bleiben: „Die Politik ist ziemlich traditionsgebunden und den Experimenten abgeneigt. Sie hält mit Recht am Bewährten fest und ist wenig aufgeschlossen, auch das nicht mit Unrecht.“ Man kann stolz auf sein kleines Reich sein, und hier wieder wird ein für das Schweizer Selbstbild ungemein charakteristisches Bild beschrieben: „Wir haben uns ein schönes Häuschen gebaut, alles ist sauber, schöne Blumen im Garten und ein Zaun darumherum und alles ist gepflegt.“

Außenpolitisch ist man bewußt und betont neutral. Die anderen sollen tun, was sie wollen, die Schweizer werden sich nicht einmischen. Jenseits der Grenzen hört die eigene Verantwortung auf. Aber so gut wie in der Innenpolitik scheint diese Einstellung hier nicht zu funktionieren. Dunkle Wolken ziehen am Horizont auf. Ist die außenpolitische Neutralität nicht eine Farce? Steht man nicht auf der westlichen Seite, nicht weil man so sehr für den Westen wäre als vielmehr, weil man die Bedrohung durch den Kommunismus vor allem fürchtet, der sich mit dem „Bürgerstaat“ absolut nicht verträgt? Kann man abseits stehen und sich abkapseln, wenn sich Europa zusammenschließt? Nur eines weiß man sicher: „die Neutralitätspolitik bringt Schwierigkeiten, es wird immer schwieriger, sich neutral zu verhalten“. Gleichwohl ist man bisher damit gut gefahren – und man kann ja auch, wenn man abseits steht, die traditionelle Schweizer Vermittlungsrolle spielen.

Der eigenen Wirtschaft geht es ausgezeichnet: „Die Situation ist sehr gut, es geht uns allen gut, die Wirtschaft läuft auf Hochtouren, besser können wir es uns gar nicht denken, wir haben Hochkonjunktur, wir verdienen fast zuviel Geld.“ Die Schweizer müssen arbeiten, da ihrem Land natürlicher Reichtum nicht zugefallen ist, sie arbeiten hart, haben sich auf Spezialprodukte spezialisiert und leisten Qualitätsarbeit, die im Ausland

geschätzt wird. Das trägt, wie es in der Ordnung ist, seine Früchte: der Lebensstandard ist hoch und die Schweizer Währung hart: „Wir haben eine gesunde Basis, die nicht leicht zu erschüttern ist.“

Im Militärischen hat man wieder zwei Bereiche zu unterscheiden. Für die Verteidigung der festen Grenzen ist man vorbereitet. Die Schweiz hat eine der stärksten Armeen Europas, bezogen auf die Kleinheit des Landes und die geringe Einwohnerzahl ist sie gewaltig. Die Armee ist rasch zu mobilisieren und gut ausgebildet. Vielleicht ist die Ausrüstung nicht modern genug, aber moderne Rüstung ist für ein kleines Land eine schwere Belastung. Die Stärke der Armee liegt aber im Wehrwillen. Die Moral ist außerordentlich hoch, jeder Schweizer wird bis zum Letzten sein Land verteidigen, Meutereien und innere Schwierigkeiten sind nicht zu fürchten. Wenn auch der Feind mit überlegenen Kräften anrückt: das Risiko, in die Schweiz einzufallen, ist sehr groß. Für traditionelle Kriegsführung ist die Schweiz gerüstet. Für einen modernen Krieg mit Raketen und Atombomben nicht. Die Schweiz ist viel zu klein für moderne Flugzeuge und Flugwaffen. Die Luftgrenzen kann man schwer verteidigen, hier gibt es keinen „Zaun“. Ein Krieg, mit modernen Waffen gegen die Schweiz geführt, bleibt eine ständige Bedrohung.

Und was wird die Zukunft bringen? Am besten wäre es natürlich, wenn alles so bliebe wie jetzt, der Schweiz würde es weiterhin gut gehen. Aber leider muß man — draußen! — mit Veränderungen rechnen, die man nicht kontrollieren kann, die aber die Schweiz so beeinflussen mögen, daß man darauf „reagieren“ muß. Jede Veränderung bedroht das Bestehende, und die Situation draußen wird sich wandeln, die Unruhe wird ansteigen, und die Unsicherheiten werden sich vergrößern. Davon sind alle Befragten fest überzeugt, wenn sie auch verschiedene Probleme sehen, die da auf die Schweiz zukommen werden. Politische Veränderungen sind vor allem zu fürchten. Einen Krieg wird es (hoffentlich) nicht geben, aber die Machtblöcke werden sich zusammenschließen — der Osten wird stärker, und Europa wird sich näherkommen. Die Neutralität der Schweiz wird zunehmend auf die Probe gestellt werden. Bei der Einigung Europas kann man nicht abseits stehen — aber politisch aktiv zu sein widerspricht der traditionellen Schweizer Haltung; Farbe zu bekennen dem Prinzip der Neutralität. Oder soll man Neutralität nur auf das Militärische begrenzen? Die Schweiz muß ihre Rolle in Europa spielen wie jeder Kanton seine Rolle in der Eidgenossenschaft. Heißt das aber, daß sie die Grenzen ihrer Aktivität und ihres Interesses erweitern muß? Besteht da nicht die Gefahr, daß die Schweiz, wie ein Befragter meint, innerhalb von ein paar Generationen aufgeschluckt sein wird? Die Wirtschaftslage wird sich eher verschlechtern, nicht so sehr, weil die Schweizer Wirtschaft nachläßt, sondern weil die anderen aufholen und die Konkurrenz stärker wird. Die militärische Situation wird sich nicht verbessern. Die Zukunft wird überall Veränderungen bringen, unvorhersehbar welche („ich bin kein Prophet“), aber alle Veränderungen werden die Schweiz zu einer Stellungnahme zwingen, damit sie ihre Existenz nicht gefährdet.

Auf welche Art soll die Schweiz „reagieren“? Die Befragten sind sich nur darin einig, daß die Schweiz und die Schweizer Eigenart unter allen

Umständen erhalten bleiben muß. Einem zentralisierten Europa kann sich die kleine Schweiz nicht unterordnen, ein föderalistisch aufgebautes Europa könnte ihr einen Platz geben, Assoziierungen sind möglich. Die Reaktionsform ist aber immer die: man muß die Dinge abwehren, durch die die Schweiz in ihrer Eigenart verändert werden könnte. Die Schweiz muß sich „zur Wehr setzen“, „ihre Stellung behaupten“, „ihre Eigenart bewahren“, „versuchen, sich zu halten“ usw. Das heißt, sie muß politische und wirtschaftliche Bedrohungen abwehren und sich, wie im Kriegsfall, verteidigen. Wird das gelingen? Manche zweifeln, die meisten aber sind zuversichtlich. Die Zukunft der Schweiz ist abhängig von der Einstellung der Schweizer, vom Bekenntnis zu den Idealen, die ihre Kraft in einer langen Geschichte bewiesen haben: „Ich glaube, daß wir keine Angst haben müssen, wenn wir alle wollen, werden wir weiterbestehen.“

Die Struktur des Selbstbildes

Wie man sieht, sind die Vorstellungen der Deutschschweizer von sich selbst nach einem bestimmten Schema aufgebaut, das allen hier beschriebenen Images, so verschieden auch ihr Inhalt ist, zugrunde liegt.

Die Befragten unterscheiden in jedem Bild zwischen einem „inneren“ und einem „äußeren“ Bereich. Eine solche Gliederung der Vorstellung ist bei allen Selbstbildern zu finden: das „Ich“ kann nur definiert werden, wenn man es von etwas anderem, einem „Nicht-Ich“ absetzt. Welchen Bezugsrahmen man aber wählt, um die eigene Person oder den eigenen Bereich zu beschreiben, und vor allem, in welche Beziehung man das Eigene zum Fremden setzt, ist charakteristisch für den Einzelfall.

Das „Ich“ erscheint in den Images, den gestellten Fragen entsprechend, als die Stadt, in der man wohnt, als die typische Person der eigenen Nationalität, als das eigene Volk, das eine Geschichte hat, und als die Nation, der man angehört. Die Befragten selbst stellen diesem eigenen Bereich, mit dem sie sich auf die eine oder andere Weise identifizieren, etwas anderes gegenüber. Dabei zeigt es sich, daß sie das jeweilige „Nicht-Ich“ in allen Einzelimages mit gemeinsamen Kennzeichen versehen. Das „andere“ im Bild von Bern und Zürich ist das Unhistorische, Moderne, Unruhige, Entwurzelnde, das nach den Städten greift; im Bild des typischen Schweizers ist es die seinen Besitz, seine Person und seine Freiheit bedrohende Umwelt (und seine eigene Trieb-Energie!); im Bild der Geschichte die „Unterdrückung“, gegen die er aufsteht, und die Gefährlichkeit der die Schweizer Freiheit bedrohenden äußeren Mächte; im Bild von der gegenwärtigen Lage des Landes die potentiell gefährliche, weil gegen die Unabhängigkeit gerichtete politische und militärische Situation. So wie alle Images Verhaltensanweisungen enthalten (Kleining, 1962), definiert auch dieses Vorstellungsbild ein Verhalten. Das Ich muß sich gegen die bedrohenden äußeren Mächte zur Wehr setzen, man muß sich durch eine klar gekennzeichnete Grenze, einen Schutzwall, eine harte Schale absichern, man hat eigene Kraft aufzubringen, um sie gegen das Gefährliche zu stellen, und man muß ständig arbeiten, damit es nicht eindringt. Nur indem man sich verteidigt, kann man den eigenen Bereich organisch, natürlich, sauber und „heimelig“ erhalten. Dies ist ein Bild, das nur mit aggressiver Energie

rechnet, mit der potentiell gefährlichen und immer bedrohenden Andersartigkeit, die sich gegen das Ich wendet, um es zu zerstören, und der man mit eigener Kraft und ständig erneuerter Energie an einer klar markierten Grenze Einhalt gebieten muß, um sich zu behaupten.

Natürlich besagt die Struktur dieses Selbstbildes nicht, daß sich jeder Schweizer bei jeder Gelegenheit so verhielte. Sie kennzeichnet nur ein bestimmtes Verhalten — im positiven oder im negativen Sinne — als „schweizerisch“, was nun freilich auch seine Wirkungen zeitigt.

Zusammenfassung

Die Ergebnisse einer Untersuchung über das nationale Selbstbild der Deutschschweizer werden vorgetragen. Besprochen werden die Images von Bern und Zürich, die Vorstellungen vom typischen Schweizer, vom Verlauf der Schweizer Geschichte und von der gegenwärtigen Lage der Schweiz in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Eine Analyse der Struktur der Selbstbilder zeigt einen potentiell aggressiven und deshalb bedrohlichen äußeren Bereich, gegen den man sich durch eine klar markierte Grenze, deren Erhaltung beständige eigene Aktivität fordert, abkapselt, um das Ich zu sichern.

LITERATUR

Duijker, H. u. Frijda, N., *National Character and National Stereotypes*, Amsterdam, North-Holland Publ. Comp., 1960.

Fischer, H. u. Trier, U., *Das Verhältnis zwischen Deutschschweizer und Westschweizer*, Bern u. Stuttgart, Huber, 1962.

Gonzague de Reynold, *La psychologie du peuple suisse, Séances et travaux de l'Académie des Sciences Morales et Politiques*, 1935, mars-avril, 249.

Kleining, G., Die Bedeutungs-Analyse. Ein Verfahren der qualitativen Absatzforschung, *Z. f. Markt- und Meinungsforsch.*, 1958/59, 1 u. 2, 343.

Kleining, G., Zum gegenwärtigen Stand der Imageforschung, *Psychol. u. Praxis*, 1959, 3, 198.

Kleining, G., Über soziale Images, Sonderheft Soziale Schichtung, *Köl. Z. Soziol. Soz-psychol.*, 1962 (im Druck).

Molnos, A., Das Deutschlandbild der Schweizer, *Köl. Z. Soziol. Soz-psychol.*, 1961, 3, 426.

Siegfried, A., *La Suisse, démocratie témoin*, Paris, La Baconnière, 1948.

(Eingegangen am 24. April 1962)

Anschrift des Verfassers: Dr. G. Kleining, Hamburg-Othmarschen, Elbchaussee 159